

NOTIZEN EINER BEGEGNUNG

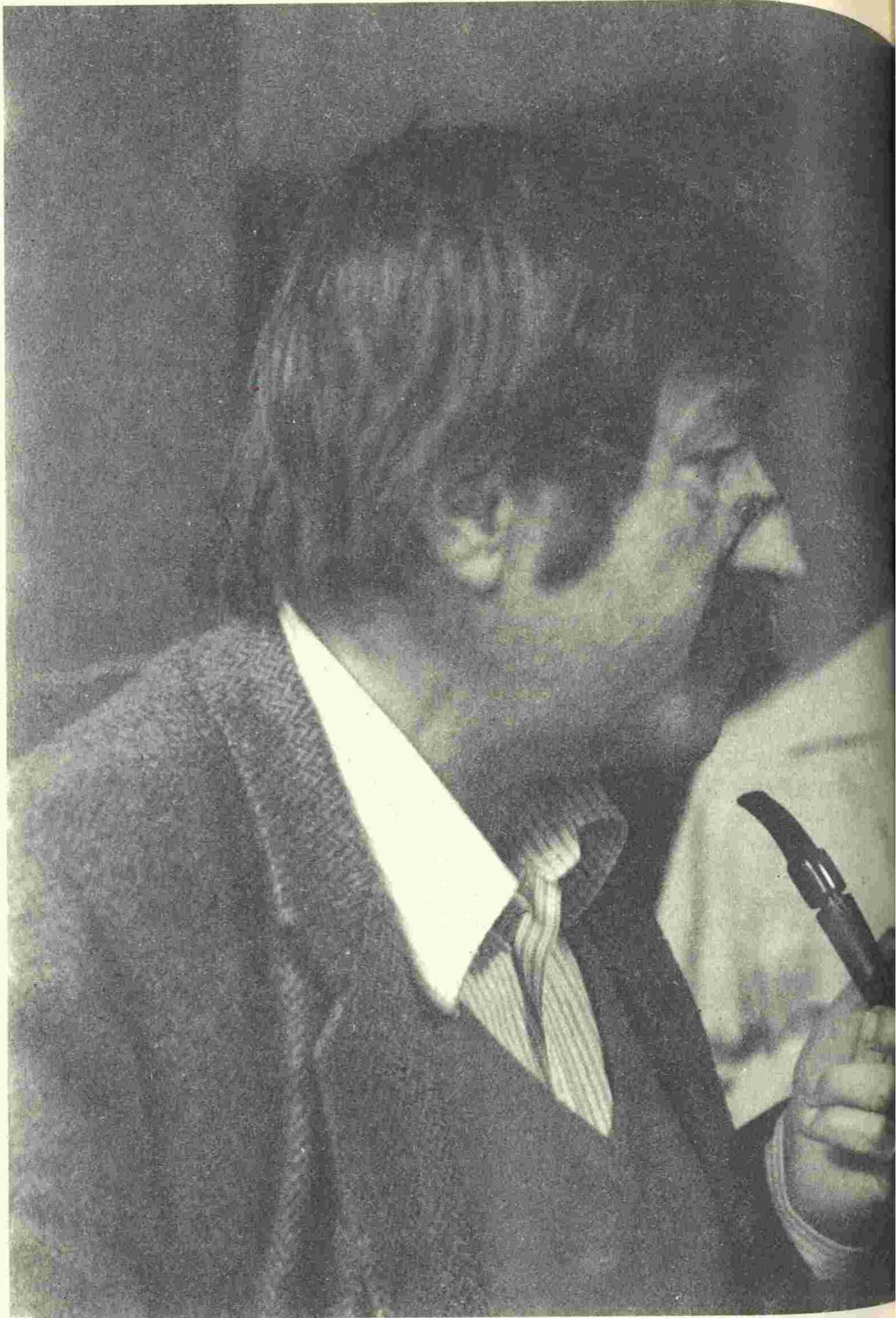
»Man kann sehr viel hineininterpretieren«, sagt Franz Tumler und streift mit seinen gestrickten Fäustlingen über eine steinerne Skulptur. Der Wind bläst uns den aufstäubenden Schnee ins Gesicht. Grashalme ragen aus der weichen Schneedecke. Jenseits der Straße, auf dem Reichstagsgebäude, weht die deutsche Fahne. Nur wenige Meter dahinter: die Mauer. Tumler kämpft gegen den kalten Wind an, er hat die Augen zusammengekniffen, auf seiner großen Pelzmütze hat sich Schnee angesammelt. Er blickt nachdenklich hinüber zum Brandenburger Tor, auf dem weithin sichtbar zwei rote Fahnen wehen: »Ich bin allein«, steht in grüner Schrift auf der Mauer. Daneben: »Weder Kapitalismus noch Kommunismus«. Wir überqueren den Platz der Republik. Es ist sehr kalt. Hinter den Bäumen wird die eingestürzte Kongreßhalle sichtbar. Es wird bald dunkel, sagt Franz Tumler, als wir den Park durchqueren.

* * *

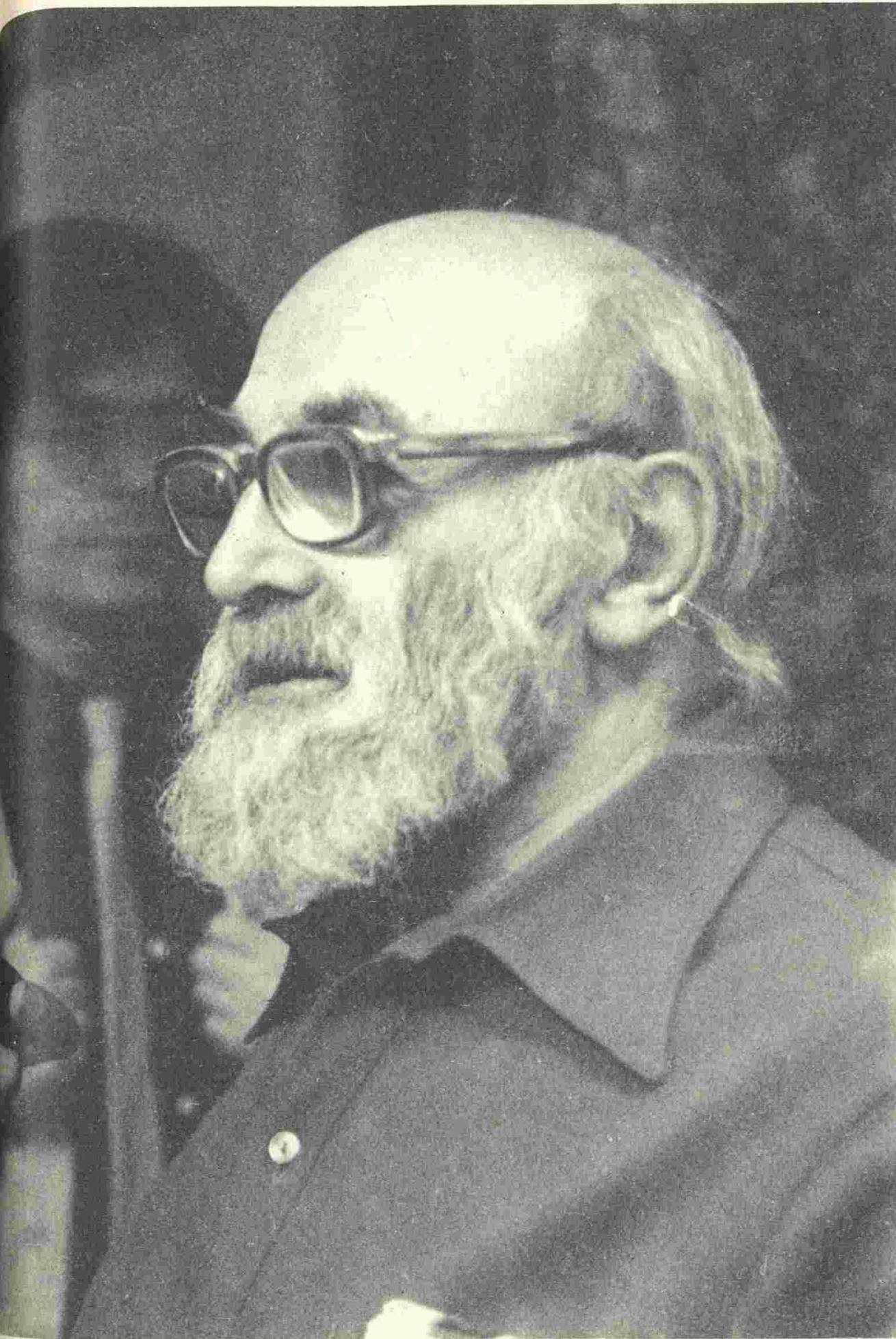
Abends, beim Essen im Zlatá Praha, erzählt Franz Tumler vom Vinschgau. Vom Großvater, der Schafmetzger war und der die Schafe herdenweise in Ungarn kaufte. Wochenlang war er unterwegs und trug immer eine Pistole bei sich. Er erzählt von Laas, von den Verwandten, die die »Aufschreibung aus Trient« lasen, sich darin wiedererkannten, aber keine Kommentare abgaben. Er erzählt behutsam und geordnet, stellt Fragen, erkundigt sich, bringt Zusätze an. »Die Geschichte mit den Verhaftungen, den Folterungen, den Prozessen«, sagt er – »ich hätte das wohl gar nicht schreiben können, wenn ich alles so genau gewußt hätte. Mein Verhältnis zu Südtirol gründet sich auf Abstand, erklärt er. Das ist ein Vorteil, weil man aus der Distanz viele Dinge schärfer sieht. Allerdings auch ein Nachteil, weil man gewisse Dinge nicht so genau kennt.« Franz Tumler zündet sich eine Zigarette an. »Distanz ist wichtig«, wiederholt er nachdenklich.

* * *

»Warum ich nach Berlin gekommen bin? Wegen dieser Dame hier, natürlich«, lacht Franz Tumler und streicht mit der Hand über eine verschneite Bronzestatue von Henry Moore vor der Akademie der Künste. Berlin, das ist für Franz Tumler mehr als eine



ARUNDA
SÜDTIROLER KULTURZEITSCHRIFT
RÜCK EIN AUS BLICKE



Franz Tumlér und Günter Grass, Berlin 1981

Stadt, ein Aufenthaltsort. Das ist die Begegnung mit Gottfried Benn, das möblierte Zimmer mit Hermann Peter Piwitt (der sich von Tumlér auf Empfänger mitnehmen ließ, da das Geld kaum zum Essen reichte). Berlin, das sind die nächtlichen Motorradfahrten mit Günter Grass, die Akademie der Künste, deren Literaturabteilung Tumlér vorstand.

»Immer wieder verschwand er plötzlich – erzählt Walter Höllerer – dann war er in seiner Heimat Südtirol oder in Österreich. Dann kehrte er wieder zurück und begann, seine Eindrücke literarisch zu verarbeiten. Wir haben viel zusammen unternommen, in der Akademie und im Literarischen Kolloquium«.

Auf die Frage, ob es in seinem Leben eine Entscheidung gebe, die er rückgängig machen möchte, antwortet Franz Tumlér: »Nein, das gibt es nicht.« Walter Höllerer lacht: »Du hast Dich wieder einmal gut aus der Affäre gezogen!«

* * *

»Der Grabstein meines Vaters ist aus weißem Marmor. Ich habe ihn der Frau gezeigt, beim Vorüberfahren in der Kurve an der Friedhofsmauer – seine Rückseite, wie er mit einem Bogen und Gesimse und Kreuz über die Mauer hervorsticht und habe ihr dahinter die weißen Gebirge aus aufgetürmten Marmorblöcken gezeigt unter den silbrigen Stahlgelenken der Krane, die großen Platten Marmor, die dort liegen, von den Kranen gepackt, von den Sägen aus Stahlsaiten zerschnitten werden; habe auf die Geleise im Wald hingewiesen, wo sie zu Tal gebracht werden: dort kommen sie herunter! und wenn du rechts hinsiehst, den Berg hinauf...« (Aufschreibung aus Trient).

Der Vinschgau: Marmor, Kastanien, Weinberge. Stein und Landschaft.

Wenn Franz Tumlér erzählt, ist er unterwegs, steckt die Etappen seiner Reisen nochmals ab, prüft die Erinnerungen. Laas, Bozen, Trient, das sind mehr als Ortsbezeichnungen, es sind Ausgangspunkte und Endpunkte ausgiebiger Reflexionen über das eigene Ich. Es sind Fixpunkte beim Versuch, die eigene Vergangenheit literarisch in den Griff zu bekommen, der Herkunft nachzuspüren. »Das Abschneiden von der Herkunft, vom Vater, von dem ich keine Vorstellung und keine Erinnerung habe, war immer ein starker Antrieb meines Schreibens«, sagt Tumlér.

»Man bemächtigt sich der Wirklichkeit durch Schreiben, einer Wirklichkeit, an

die man sich unmittelbar gar nicht so erinnert.« Franz Tumler trinkt eine Tasse Tee, fährt sich mit der Hand durch den Bart.

»Das Forschen nach der Herkunft und das Literarische halten sich die Waage. Der Stoff genügt nicht, er muß umgesetzt werden in Literatur. Bei einer guten und gelungenen Arbeit verschwindet dann der Entstehungsprozeß. Die Bedingungen der Entstehung sind aufgebraucht, aufgezehrt in dem fertigen Gebilde und es ist schwierig hinter das fertige Werk zurückzublicken.«

* * *

Franz Tumler erzählt vom Vinschgau. Es ist fast Mitternacht, wir gehen über den Kurfürstendamm. Es schneit, die Straßen sind menschenleer. »Berlin ist auch nicht mehr das, was es einmal war«, sagt Tumler.

Gerhard Mumelter

NACHPRÜFUNG EINES ABSCHIEDS

Das Haus, in dem ich hier wohne, ist eine Ruine, die oberen Stockwerke sind mit Brettern verschlagen, nur der Keller ist wieder bewohnbar gemacht. Der Fußboden meines Zimmers liegt um ein paar Stufen tiefer als die Erdoberfläche, der untere Rand der Fenster ist mit ihr gleich. Ein kleines Wiesenviereck geht von der Straße herein; so kommt es, daß ich, wenn ich den Tisch ans Fenster rücke, die Erde dicht vorm Mund habe, als säße ich am Rande einer Grube und spähte gedeckt aus ihr hinaus.

Da sind nicht viele Beobachtungen möglich, immerhin habe ich einiges ganz nahe vor den Augen. Das steife dürre Gras vom Vorjahr sticht durch den Schnee, ich sehe die vertrockneten Samenkapseln. Der Wind treibt einen Flockenschwall in das Wiesenviereck; als er sich gesetzt hat, taucht dahinter die Schneehaube auf dem Pfeiler des Gartentors wieder auf, sie ist eine flache Pyramide. Hinter ihr kommt als weißer Stab der Schneestreifen, der auf dem waagrechten Gesimse liegt; darüber erhebt sich eine Mauer aus gelbem Backstein. Sie gehört zur Nachbarruine. Man hat angefangen, sie abzurechen. An ihren Ecken, am Tor und in den Fenstern sitzen, ähnlich den Drahtknäueln, die man in der Küche zum Scheuern benutzt, in krausen Figuren die verbogenen Gitter und Eisenzäune.

Was ich hier aufgeschrieben habe, ist eine Aufzeichnung aus dem Winter; ich hatte sie mir damals, Ende Januar, als ich in den Keller einzog, in meinen Kalender notiert. Inzwischen habe ich ein paar Wochen hier gelebt, habe, den Tisch am Fenster, geschrieben, habe geschlafen in dem Zimmer, gegessen, getrunken, den Ofen geheizt, habe auch manches erlebt in der Zeit, aber nichts aufgezeichnet davon. Schneestaub auf den Wimpern, leises Zittern der Fensterscheiben, wenn der Wind dagegenfährt, oder wenn draußen die schweren Lastautos und die Omnibusse vorüberrauschen. Vom Lampenschirm auf dem Tisch hängt eine goldfädige Borte, sie zittert beinahe immerzu, es ist ohne Unterlaß Beben und Bewegung in der Erde. Vor zwei Jahren, sagt die Hausmeisterin, sei die Straße noch still gewesen. Aber dann sei die im Krieg zerstörte Brücke, die in die nördlichen Stadtviertel führt, wieder hergestellt worden; seitdem sei hier die alte Hauptstraße

wieder. Ich sehe es selbst: aller Verkehr nach Norden und umgekehrt fließt auf dieser Straße zusammen. Im Norden sind Brauereien, eine Molkerei, eine Brotfabrik, der Nordhafen mit seinen Speichern, Transportunternehmen und große Wohnviertel; der Strom der Fahrzeuge reißt nicht ab. Eine Besonderheit ist dabei: die Straße ist wieder, was sie war; aber Häuser – ausgenommen die wenigen, die stehen geblieben sind – fehlen; das ganze Viertel soll nach einem neuen Plan, der noch nicht fertig ist, wieder aufgebaut werden. So kommt es, daß an der Stelle, wo ich wohne, eine leere Strecke beginnt. Der Fluß des Verkehrs tritt ins Freie, das graue Asphaltband hält die Fahrzeuge zusammen, sie schnurren zwischen den eingeebneten Schuttfeldern wie auf einer Lichtung dahin, umkreisen die abgezielte Scheibe eines neu bepflanzten Platzes, schießen dann wieder zusammen, gehen in die Ferne hinab, tags unter dem weiten Himmel, nachts unter der Lichterzeile der Lampenmasten bis an das klippige Ufer jenseits, wo hinter dem Flußbett des Kanals die Stadt wieder mit Häusern anfängt. Die Umrisse dieser entfernten Häuser, blau, grau, in verwischem Weiß, heben sich vom Himmel ab; er hat auch spät abends immer noch ein wenig eigenen Schein, als dringe der Spiegel eines Meeres herein; die Straßen sind wie Strandufer, die Stimmen kommen einzeln und dünn.

Inzwischen ist der Schnee weg, Wind und Regen haben ihn verzehrt, das fahle Gras steht auf der braunen Erde. Einmal sollte jemand zu Besuch kommen und hat mich warten lassen, da bin ich still gesessen und habe mir die vergehende Zeit aufgefüllt mit den Geräuschen, die kamen. Das Klopfen des Fensterflügels wieder, es kam wie immer vom Wind, der überall rüttelt. Der Himmel ist hier ein Haus von Wind, die Luft eine Strömung, mit ihr schwimmen die Geräusche heran. Das unterschiedliche Schnurren der Autos, es kommt näher, geht wie durch einen Brennpunkt am Fenster vorbei, dann entschwindet es. Ähnlich ist es mit den Schritten und den Stimmen der Leute, die vorübergehen. Ich danke voraus: wenn Sommer sein wird und das Fenster offen steht, werden es Stücke von Gesprächen sein, und vielleicht höre ich dann manches, ohne daß die Sprecher es wissen; ich brauche bloß das Licht auszumachen, wer ahnt schon, daß hier, in einem Haus, das sonst nur Ruine ist, halb in der Erde jemand sitzt und wohnt.